

## 1.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Person des Königs steht und mit eigenen Augen das Treiben desselben beobachtet, desto leichter wird man getäuscht über die Motive seiner Handlungen, über seine geheimen Absichten, über sein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlaubeit erlernt, jenen politischen Jesuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu diesen Errungenschaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verstellungskunst, die Tradition seiner Vorfahren, der französischen Könige, jener ältesten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürsten durch das heilige Del von Rheims geschmeidig worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder priesterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelesenen und überlieferten *simulatio* und *dissimulatio* gesellt sich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, so daß es fast unmöglich ist, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleisch, die geheimen Gedanken zu erspähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, so sind wir dadurch noch nicht gefördert, denn am Ende ist eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Personen nie der bestimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (*la force des choses*), der Nothwendigkeit. Alle subjektive Anregung weist er fast grausam zurück, er ist hart gegen sich selbst, und ist er auch kein Selbstherrscher, so ist er doch ein Beherrscher seiner selbst; er ist ein sehr objektiver König. Es hat daher wenig politische Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger als den Thiers; er wird sich des einen oder des andern bedienen, je nachdem er den einen oder andern nöthig hat, nicht früher, nicht später. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewißheit sagen, wer von diesen zwei Männern dem König am angenehmsten oder am unangenehmsten sei. Ich glaube, ihm mißfallen sie alle beide, und zwar aus Mitleid, weil er ebenfalls Minister ist, in ihnen seine beständigen Nebenbuhler sieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politische Capacität zutrauen als ihm selber. Man sagt, Guizot sage ihm mehr zu, als Thiers, weil jener eine gewisse Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmuth, der doctrinäre Belehrungston, das eckig-calvinistische Wesen Guizot's kann nicht anzuehnend auf den König wirken. Bei Thiers stößt er auf die entgegengesetzten

(213)

Eigenschaften, auf einen ungezügelten Leichtsin, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit seinem eigenen versteckten, krummlinigten, eingeschachtelten Charakter fast beleidigend contrastirt und ihm also ebenfalls wenig behagen kann. Hierzu kommt, daß der König gern spricht, ja sogar sich gern in ein unendliches Schwagen verliert, was sehr merkwürdig, da verstellungslüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg sind. Gar bedeutend muß ihm deßhalb ein Guizot missfallen, der nie biscurirt, sondern immer docirt und endlich, wenn er seine Theses bewiesen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem König Beifall nicht, als habe er einen Schulknaben vor sich, der seine Lection gut her sagt. Bei Thiers gehts dem Könige noch schlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worte kommen, verloren in die Strömung seiner eigenen Rede. Das rieselt unaufhörlich, wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber immer kostbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er sich rasirt, ist man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur so lange ihm das Messer an der Kehle ist, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der König sich endlich entschließt, den Begehrißen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen und ihm als Präsidenten des Conseils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das ist leicht vorauszu sehen. Man dürste aber mit großer Gewißheit prophezeien, daß das neue Ministerium nicht von langer Dauer sein wird, und daß Herr Thiers selber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an seine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei seiner Behendigkeit und Geschmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrschaft zu erklettern, hinauf zu rutschen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz sicher auf dem Gipfel seiner Macht glauben, glitscht er unversehens wieder herab, so geschickt, so artig, so lächelnd, so genial, daß wir diesem neuen Kunststück schier applaudiren möchten. Herr Guizot ist nicht so geschickt im Erklimmen des glatten Mastes. Mit schwerfälliger Mühe zottelt er sich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er sich fest mit der gewaltigen Tase; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als sein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten sagen, daß er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein starkes Schütteln nöthig sein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In diesem Augenblick sind vielleicht schon die Depeschen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Cabinetten auseinandersetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Minister nehmen muß, anstatt des Guizot, der ihm viel angenehmer gewesen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letztern ist eine thörichte Idiosyncrasie. Er meint, daß von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlands abhängt, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor dessen Augenzwinkern alle Trajane, Titusse, Mark-Aurele und Antonine dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müßten, Er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „schonet meiner! verzeiht mir, daß ich so zu sagen den französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, ich will sagen 36 Millionen Unruhestifter und Gottesläugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thiershebers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte Euch, verzeiht mir aus christlicher Barmherzigkeit — und schenket mir den Frieden!“ Nein, so hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er ist stolz und ebel und klug, aber das war doch immer der kurze Sinn seiner langen Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpöfchen“ (*pattes de mouche*) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine“ benamen; sie ähneln nemlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst magern Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Zunge seiner Familie und Freunde; das ist ein Mißgeschick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einseht und traurige Conflite, ja eine entseßliche Katastrophe zu ahnen scheint. Er soll einst zu einem Vertrauten gesagt haben, er sehne sich nach einem Kriege, weil er lieber in den

Wogen des Rheines als in einer schmutzigen Gasse von Paris sein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholische Augenblicke, und erzählt dann, wie seine Ruhme, Madame d'Angoulême, die unguiltotirnte Tochter Ludwig's des XVI., mit ihrer heiseren Rabenstimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als sie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar ist es, daß der Prinz einige Stunden später in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füsillirt zu werden und nur wie durch ein Wunder solchem Schicksal entging. Der Erbprinz ist allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und sein Verlust wäre der jetzigen Dynastie mehr als verderblich. Seine Popularität ist vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er ist auch eine der edelsten und kostbarsten Blüten, die dem Boden Frankreichs, diesem „schönen Menschengarten,“ entsprossen sind.

2.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers steht heute im vollen Lichte seines Tages. Ich sage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daß Thiers jetzt Minister ist, alleiniger, wahrhafter Gewaltminister, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Personen, mehr aus Schelmerei denn aus Ueberzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe sie die Ordonnanz unterzeichnet sähen, schwarz auf weiß im Moniteur. Sie sagen, bei der zögernden Weise des Fabius Cunctator des Königthums sei alles möglich; vorigen Mai habe sich der Handel zerschlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, ist Thiers Minister — „schwören will ich darauf, aber nicht wetten,“ sagte einst Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit seine Popularität wieder demolirt sein wird. Die Republikaner sehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und sie werden ihn gewiß nicht schonen. Großmuth ist nicht ihre Art, und die republikanische Tugend verschmäht nicht die Allianz mit der Lüge. Morgen schon werden die alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfschen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Collegen werden ebenfalls stark gehalten. „Ein Carnevalsministerium,“ rief man schon gestern Abend, als der Name des Ministers des Unterriichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewisse Wahrheit. Ohne die Besorgniß vor den drei Carnevalstagen hätte man sich mit der Bildung des Ministeriums vielleicht nicht so sehr geeilt. Aber heute ist schon Fasching-